

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Wochenschrift
zur Unterhaltung und Belehrung.

F. Ronfarr.

Heimgefunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am frühen Morgenstunde waren die Schlossleute zur Stelle, als Leutnant von Döbbeln, den sie fast nicht kannten, abfuhr. Ein Hurra brauste hinter dem Wagen her und der alte Kutscher stimmte die „Wacht am Rhein“ an.

höre einer das wehe trodene Schluchzen auf der Veranda. Tropfen fielen die Tränen auf die Blätter des Schlingdorns. und die Stunde kam, wo der Schlossherr im feldgrauen Waffen- das Schloss seiner Väter verließ, um sein Blut dem Vater zu weihen. Noch einmal wandte er sich — gerade wurde die mit dem weißen Adler im blauen Felde eingeholt. leb wohl, teure Heimat! Mein Arm und mein Schwert in dich! Leise saßte er an den Ballast. Noch ein kurzer und bei der Baronin auf Seeburg.

Gott schütze Sie und führe Sie wieder zu uns, Waldemar!“ Daum, beste Freundin, und — seien Sie gut zu Marga — ich be ihr!“ Rasch riss er sich los, denn er fühlte, wie in Gedanken an die Flüchtige all das Bittre in ihm aufwallte. ins Feld! — Die Hörner schmetterten. „Zum Rhein,

Kind, wäre das Liebe, die nicht im Verzeihen groß sein könnte. Du hast mir so viel Sorgen abgepreßt, da muß ich dich ja noch viel mehr lieben.“

„O, du Einzige! Du wirst mich ja ganz zu Boden mit deinem goldenen Herzen. Das verdien' ich ja nicht.“

„Indem du einsiehst, welch großes Unrecht du uns getan, hast du zugleich deine Strafe, darüber mußt du dir selbst hinweghelfen.“ Auf einmal wurden Margas Augen groß und fragend.

„Tante, — wo ist er — Waldemar?“

„Dort, wo ein deutscher Mann jetzt sein muß, im Felde!“

„Fort, ohne daß ich ihn um Verzeihung gebeten? Tante, das ist das Schlimmste. Nun dräuen Schwerter und Augeln um sein teures Haupt und ich Unselige muß in Schmerzen mich winden, denn ich habe ihm so weh, so entsetzlich weh getan. Heute fühl' ich es, — verstehe es! Tante hilf mir doch — es darf ja nicht sein! Er muß noch einmal zurückkehren, ehe er seine Brust den Feinden darbietet. Ich sterbe sonst aus Angst um ihn. Ohne ein gutes Wort ist er fort! Ich Unselige — was habe ich getan. Nun ist's zu spät.“ Ein Weinkampf erschütterte sie.

Mit größter Mühe nur gelang es der trefflichen alten Dame, ihren Pflegling zu Bett und in Ruhe zu bringen. Dann eilte sie und sandte eine Depesche an den Grafen.

„Marga hat heimgefunden!“ Das sagte ihm alles.

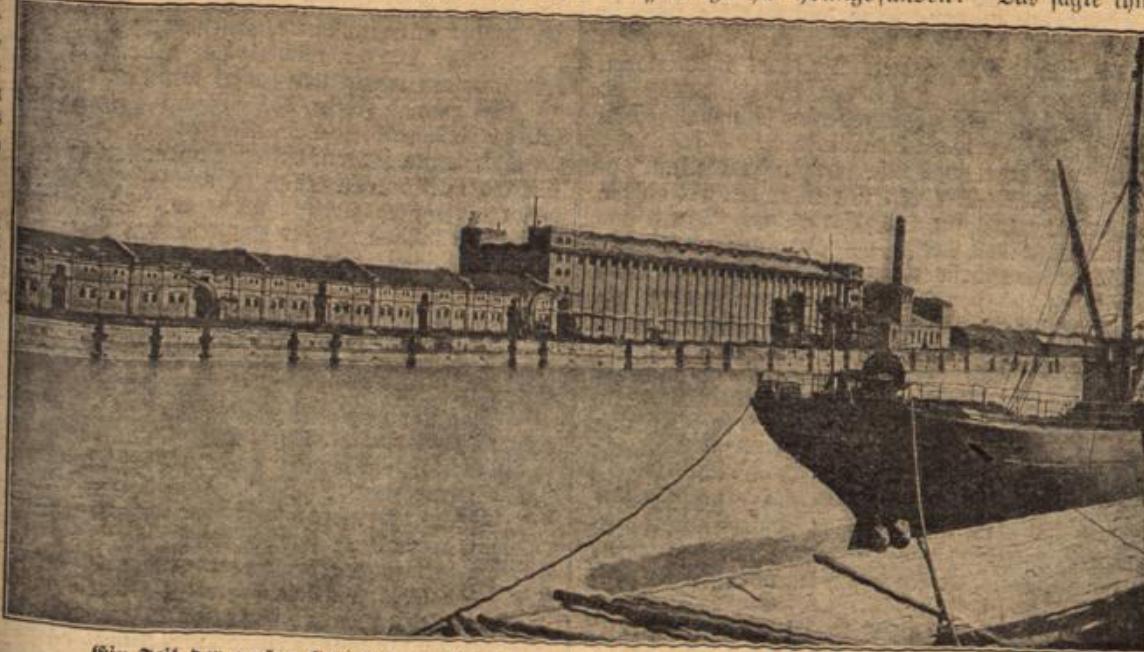
Die junge Erbin war so stolz auf das Meer des Lebens hinausgefahren und fehrte als eine Schiffbrüchige heim. Die lotenden Ziele waren zerrissen wie eine „Fata Morgana“. Nun lag sie blaß wie eine Lilie auf dem Ruhebett und ward von der alten Tante mit der denkbar liebevollsten Pflege umgeben.

Nichts schien sie aber aus ihrer Apathie

zu reißen. Mit großen Augen sah sie in die Ferne und ihre Lippen murmelten oft: „Nun ist er fort, — wie ich ihn einst verließ.“

Tante Dorette besprach einst sorgenvoll Margas Zustand mit Helma. Diese erklärte sich sofort bereit, zu helfen. Sie war der Heimgekehrten mit einem offenen Herzen und liebevoller Teilnahme entgegengelommen.

Entschieden hatte sie abgewehrt, als Marga sich einmal an-



Ein Teil der großen Speicheranlagen der rumänischen Regierung im Donauhafen von Galatz.

... jog das geheiste Böglein fest hinein. „Gott, was ist der tollen Marga geworden? So ein gebrochenes, blasses Leib.“ Das dachte die Gute still für sich. Laut sagte sie: „Das böses Mädel, hast du endlich heimgefunden!“ Das böses Tantchen, ich habe mich so furchtbar geschnitten und Entzündung erlebt. Kannst du mich denn noch liebhaben? Stößt nicht von dir.“

„Auch Ihnen, Helma, habe ich so wehe getan, daß ich nicht wagen darf, um Verzeihung zu bitten!“

„Das sollen Sie auch nicht, Marga. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sind wir nicht alle irrende Menschen?“

„Sie sind so gut, daß mir mein Unrecht nur noch schwerer auf die Seele drückt.“

Helma bemühte sich vergebens, Marga aus ihrem Brüten herauszuziehen.

Eines Tages erhielt die Baronin ein Schreiben von Waldemar. Sie weinte, als sie dasselbe gelesen und sagte zu Helma: „O, ist denn alle Welt auf den Kopf gestellt? Erst war sie trostig und nun schmolz er und macht alle meine Pläne zunichte. Ich hatte es mir so schön gedacht, daß ein milder, verzeihender Brief unsere Künste aus ihrer Interesslosigkeit aufrütteln würde. Aber hören Sie nun, was er mir da antwortet. Den ersten Schritt kam ich nicht tun, dafür bin ich zu nichtachtend und fränkend behandelt worden. Dass meine Gefühle für Marga die gleichen wie ehedem sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Aber zur Zeit sehe ich noch keine Garantien und Möglichkeiten für eine Annäherung zwischen Marga und mir. Überlassen Sie bitte alles der Zeit und — Marga selbst! Für Ihren treuen, guten Willen herzlichen Dank! Nun sehe ich hier und weiß nicht aus noch ein. War doch sonst ein so netter, lieber Junge. Gott behüte ihn nur da draußen. Unterdessen geht mir hier das Mädel verloren. Es ist ja ein Jammer, so was täglich sehen zu müssen. Ach, bestes Hilmachen, können Sie mir nicht ein bißchen helfen. Ich weiß mir wirklich keinen Rat, um der dummen Jungen gänzlich ver sagt hat.“

Helma wußte im stillen über den „dummen Jungen“ lachen. Die gute alte Dame sorgte sich um beide. Da mußte einmal energisch zugegriffen werden. Aber es galt Vorsicht.

„Lassen Sie mich nur gewähren, liebe, gnädige Frau, ich will einmal mit Marga reden.“

Sie ging in den herbstlich stillen Garten. Im warmen Sonnenschein lag Marga auf einer Ottomane, die man auf die Kanonenbastion gebracht hatte. So müde sah dies durchscheinende Gesicht aus. Es war Zeit, daß hier etwas geschah.

„Wie lieb von Ihnen, Helma, daß Sie mich Einsame einmal aufsuchen.“

„Einsam? Ach warum sind Sie es denn?“

„Ich bin so matt, tauge zu nichts, keine Beschäftigung erfreut mich. Tonge ich etwas an, so habe ich in der nächsten Minute schon die Lust dazu verloren und gebe es auf.“

„Weil Sie es eben nicht richtig anfangen, liebe Marga. Mir ist der Tag zu kurz, ich werde gar nicht fertig mit all meinen Plänen.“

„Und Sie finden stets zu tun, stets Lust dazu!“

„Ja, ich sage es schon. Aber Sie tun Sie haben in der Fremde eben das Schönste und Teuerste gelassen, das fehlt Ihnen nun!“

Helma schritt fühlend auf ihr Ziel los, unbekümmert darum, ob alte Wunden dabei berührt wurden. Eine leichte Röte stieg in Margas Wangen.

„Ich verstehe Sie nicht. Was meinen Sie, was ich verloren haben sollte?“

„Ach, seien Sie nur nicht böse. Ich rede da so unbescheiden heraus, was ich denke. Lassen wir es ruhen.“

„Rein, sagen Sie mir bitte, was Sie über mich denken.“

„Gewiß nichts Schlimmes. Mir will nur scheinen, als ob die Fremde Ihr Herz erkalten ließ für das Vaterland. Durch das ganze Land geht eine Woge voll Stolz — aber auch voll Leid. Unsere tapferen Söhne und Brüder draußen geben Blut und Leben daran im Kriegen um den Schuh und Sieg unseres geliebten Vaterlandes. Dabei werden auch Wunden geschlagen, — unser ist die Pflicht zu heilen und zu lindern. Das ist die Aufgabe einer deutschen Frau. Ach, hätte ich ein solches Besitztum zur Verfügung wie Sie, — die beiden Heldgräben mit den verschossenen Leibern sollten ein Heim darin finden und ich wollte ihnen nicht mit die Hände, nein, auch meine liebende Fürsorge widmen. Das wäre herzlich! Ein Dankesblid aus dem Auge eines Todwunden, das wäre der schönste Lohn aller Mütchen. Aber — leider bin ich nicht Besitzerin eines Schlosses und muß mein armes Mütterlein pflegen.“

Marga redete keine Silbe. Ihr Auge sah träumerisch über die spiegelnde Fläche des Sees.

Helma blickte ob des zweihändigen Erfolges ihrer von warmer Herzlichkeit getragenen Worte. Endlich stellte Marga eine Frage.

„Und Sie glauben, daß ich da von einem Nutzen sein könnte? Dass es mir gelingen dürfte, Leid zu lindern, ich armes, schwaches Geschöpf.“

„Ja, Marga — das können Sie! Wir Frauen sind doch in bezug auf Schmerzerträgnis stärker als jeder männliche Held. Zugem ist es unsere Pflicht, den Posten auszufüllen, auf den uns Schicksal und Begabung weist, — das Vaterland braucht uns.“

„Helfen Sie mir, Helma! Ich will! Sehen Sie, ich bin wie

ein von der Brandung an ein unwirtliches Ufer gesetztes Brachstück.“

„Rein, das sind Sie nicht. Fassen Sie Mut, da sind Sie viele Menschen, denen Sie viel geben sollen.“

„Ach und dem einen?“

Tränen begannen wieder zu fließen.

„Gott, wird ihn gnädig heimführen.“

Da schrie Marga hell auf und klammerte sich an die kleine Mädchen.

„Das ist's ja, das Entsetzliche! Ständig drohen ihm Angst und ich darf nicht einmal für ihn beten. Ich bin ja zu schlecht.“

Helma erlaunte, daß das Eis schmelzen wollte und ließ es zu helfen.

„O, das tötet eine rechte Liebe nicht! Die duldet —“

„Ach, liebste Helma, wenn ich doch den Glauben könnte.“

„Nichts leichter als das. Lernen Sie erst wieder an obige Ihre Kraft glauben, dann fügt sich das andere von selbst.“

„Sei meine Freundin, verlaß mich nicht. Ich habe verloren!“

„Ich bleibe bei dir, Marga, reich mir deine Hand.“

So schloß diese Stunde den Freundschaftsbund zweier lieben Herzen. Die stolze, selbstsichere Erbin von Seeburg, in weiblichem Mute die Schwingen zum Fluge in die Welt, hatte, lag nun an Helmas Busen und klammerte sich an die gewonnene Freundin an.

Helma Trieberg war aber auch so recht ein Wesen, und Hoffnung zu spenden. Ihre unerschütterliche Ruhe, mäßige Freundlichkeit half der langsam und schwer über die ersten schlimmen Zeiten hinweg.

Margas Herz blutete aus vielen Wunden und die warf sie noch oft darunter. Aber von Helma ging eine an der, sich die Geschicktheit immer wieder emporkämpfende glücklicher als Tante Dorette. Und als Marga endlich wachendem Lebenswillen die Angelegenheit mit den behördlichen förderte, um aus Seeburg ein Soldatengen zu machen, da nahm die Baronin Helma in Ihre Arme.

„Sie braves, gutes Mädchen! Sehen Sie sich Ihr die lebendige, schwangere Marga, — — — mit Ihrem Eingreifen haben wir es zu danken, daß meine Nichte erwecktem Lebensmut wieder eine Lebensaufgabe in sich selbst gefunden hat.“

„Ach, das ist ja so wenig, was ich gegeben habe.“

„Still, verkleinern Sie nicht Ihre Wirkung, nur wähle, womit ich Ihnen eine Freude bereiten.“

Helmas klare Augen richteten sich mit ehrlicher Lider auf das gütige Dame.

„O, Sie würden mich froh und dankbar machen, mich mit ein wenig lieb haben könnten.“

„Ein wenig? Rein, von ganzem Herzen liebe ich soll es bleiben.“

„Ich danke Ihnen. Mein Mütterchen hat Sie an Sie redet oft von Ihnen. Ach, wie wären wir glücklich, diefer entsetzliche Krieg nicht wäre. Ständig das Gejährt zu wissen, ist für ein liebendes Herz furchtbar.“

Ein Weinen erschütterte den Körper des jungen Mädchens.

„Kommen Sie, Hilmachen, weinen Sie sich nur in.“

„In Hause darf ich mit nichts mettern lassen, denn regt sich dann stets so sehr auf.“

„Wenn das Herzchen wieder einmal schwer ist, dann Sie getrost zu mir.“

Helma stand auf. „Ach, nun ist mir schon leichter, davon reden durfte. Wenn auch Stunden des Weinen so bin ich stolz auf meinen Jesto, jetzt ist er schon wieder das „Eiserne“ hat er auch.“

„Ach, es ist eine große, schöne, schwere Zeit.“

„Wir werden sie durchhalten!“

Erschreckt fuhren die beiden herum. Marga stand an der Tür. Sie hielt eine Mappe mit Papieren unter den Arm.

„So mutig, so ernst klang ihr Wort. Ihr ganzes Erinnerete an die einzige Marga und doch klang es wie über dem ganzen Leben, eine müde Sehnsucht brachte aus ihren Augen. Doch jetzt leuchteten sie auf, soß als ehedem.“

„Es ist alles geregelt! Morgen schon kommen die Leute! Wie ich mich freue. Sie sollen es gut haben.“

„Heim finden. Wie schön ist es doch, wenn man geben kann.“

„Sie findet das Herz jetzt seinen letzten einzigen Trost.“

Die letzten Worte slangen etwas schwankend. Helma

„Marga ist das all dein Lebensmut? Du stehst ja erst im Anfang.“ „Ja, du hast recht. Ich will nicht klagen, sondern mein Leid den vor diesen armen Menschen, deren Glieder der grausige Zerriss. Wir wollen sie hegen und pflegen, das sind wir und dem Vaterlande schuldig. Der Kaiser rief — wir alle kommen! An uns selbst wollen wir noch nicht denken.“ „Doch, das ist meine Marga, wie ich sie mir wünsche!“

Wieder Tage hielten Wagen und Autos vor dem Portale der Burg. Bleiche Gesichter mit müden Augen, aber gesunde Kinder mit unruhigen Augen, aber dafür lebte meist ein Glied. Kinder, kleine Burschen, die so dankbar zu ihren Helferinnen schauten und mit sehnsüchtigen Blicken von der Terrasse über den See hinaus schauten.

„Und das schön hier. Und wie gut, wie freundlich sind die Männer! Ach, da vergibt man den blutigen Graus und Donner, man lebt gern noch mehr getan haben, als das bisschen da, was abgekriegt hat.“

Welche Worte der feldgrauen Helden waren Balsam für die Seele des Soldaten-Geneßungsheims Schloß Seeburg.

8. Ein stilles Glück.

„Sie ein Riese redete und dehnte sich Deutschland, das von seinen Umgangswelt ringsum bedrängt, stets neue Schläge aus. Unentwegt schritt es dahin, bald hier, bald dort die Feinde versend. Das ganze Volk ein Guss von Stahl und Erz! Bünden brachte der Krieg dem einzelnen. In der Gesamtzeit es unerschütterlich und trost aller Lüde der Feinde.“

Wagen I. Klasse des Frankfurter Schnellzuges ritten zwei in ersten Unterhaltung. Ein blondbärtiger Kürassier, der zwei Stöcke neben sich lehnen hat und ein junges Mädchen, aus dessen Augen ein tiefer Kummer seine Worte in die Feder distiert.“

„Ja, aber was machen wir, wenn er nun mein Aneranschlägt?“

„Weiß es nicht. Verzeihen Sie mir nur, Waldemar, daß mit meinen Angelegenheiten belästige, aber ich wußte nicht zu helfen.“

„Sie bin ich, wenn Sie noch weiter um Entschuldigung ersuchen müßte ich Ihnen zürnen, wenn Sie mir, Ihrem Verwandten, die Sache nicht unterbreitet hätten. Wenn nicht so schwer wäre, das helfen. Aber der brave Döbbelin ganz rübarer Mensch in puneto Ehrgefühl.“

„Doch mir leid, daß Ihre Güte wohl umsonst sein dürfte. Deshalb es Ihnen nicht verhehlen, wie gering meine Hoffnung für Ihren Plan zu gewinnen.“

„Ich glaube, die Zeit hilft da auch mit. Lassen Sie mich nachdenken, vielleicht fällt mir etwas Besseres ein. Also die Arm ist völlig unbeweglich.“

„Wie er mir schrieb.“

„Achmal gebrochen, — die Muskeln zerfetzt, aus dem Schultergelenk, freilich das ist ein bisschen viel. Aber wir müssen wieder in Gang bringen. Sie geben ihn doch nie auf.“

„Und wenn ich mit meinen Händen für ihn arbeiten müßte, ohne Augen war ein harter Glanz. Das Wort kam so ohne alle Phrase heraus, daß Waldemar ihr die Hand und dann zum Fenster hinansah. Dachte er an sein

„Lieb? Das Herz war ihm manchmal selbst so schwer, sich nach Marga oder einem lieben Worte von ihr und er mußte fest bleiben. Margos Geneßung durfte nur aus seinem heraus geschehen.“

„Sie blickte an Jeslo, der nun ein Krüppel war und in vertriebenen Ehrenhaftigkeit die Brust fast mit Gewalt zwang. Ein langes Schweigen lastete auf beiden. Schon der Zug über die Weichen vor der großen Halle des Bahnhofs von Wiesbaden, als Waldemar aussprach:

„Ich hab's, so sangen wir ihn, ich werf' ihm einen auf, auf den beißt er. Sollen mal jehen, es wird! Aber eine Zeit zu langen Erörterungen, wir sind zur Stelle.“

„Sie mich nur gewähren!“

„Waldemar, was singe ich an ohne Sie? Mir ist so bange, — habe ihn doch so lieb!“

„Wag ganz blau vor Erregung.“

„Der Zug fuhr mit Donnern und Rattern in die Halle. Zehn Menschenwoge ergoß sich auf den Bahnsteig.“

„Die Menschenwoge sprang leichtfüßig aus dem Abteil und half dem Mitt-

meister, dem eine Schrapnellflugel den rechten Oberzehnkel zerriß hatte, in das Freie. Es war eine bloße Fleischwunde, die bald heilen würde.

Die Polizisten sahen sich interessiert um, die hohe Gestalt in dem feldgrauen Gewande, das Eismantel auf der Brust, machte einen imponierenden Eindruck. Der kalte Blick der fühlenden Augen hatte etwas Gebietendes.

Helma ergriff sorglich seine Linke und stützte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dackel der Tante.

Humoreske von Berthold Walter. (Illustration nach.)

Tante Hulda war gewiß eine achtungswerte Dame und ich brachte ihr als Nichte auch das richtige Maß verwandschaftlicher Zärtlichkeit entgegen. Aber das war sicher: Mittunter konnte sie nicht nur mich, sondern ihre ganze Umgebung zur Verzweiflung bringen. Daran war niemand anders als ihr Dackel schuld, der den schönen Namen „Rauke“ in diesem irdischen Zimmerl aufzumuschleppte.

Rauke war ein Dackel, wie es viele gibt. Er hatte ein rotbraunes Fell, sehr kurme Beine und ein verschmitztes Spitzbubengesicht. Es ist wohl nicht nötig, ihn noch näher zu beschreiben. Jedes Kind weiß ja, wie ein Dackelhund aussieht.

„Papa,“ sagte eines Tages, als ich nach Hause kam, meine Frau zu mir, „morgen kommt Tante Hulda.“

Auf den Ehrennamen „Papa“ hatte ich eigentlich keinen Anspruch, da wir keine Kinder hatten. Meine Frau hatte sich diese Bezeichnung aber seit langer Zeit angewöhnt, und so blieb ich denn der Papa meiner Frau.

Doch uns Tante Hulda in unserem idyllischen Städtchen am Bodensee wieder einmal heimsuchen würde, hatte ich längst erwartet. Ich brachte daher keine Überraschung zu heucheln und sagte nur: „So? Na, das freut mich!“

„Ja,“ wiederholte meine Frau, „morgen kommt Tante Hulda.“ Und dann setzte sie — wie es mir vorkam, mit einem unterdrückten Seufzer — hinzu: „Rauke begleitet sie natürlich.“

„Natürlich“, entgegnete ich möglichst unbefangen. „Was soll der arme Kerl auch allein zu Hause beginnen? Na — und der Onkel?“

„Den Onkel bringt sie auch mit“, sagte meine Frau in einem Tone, als ob es sich nicht um den Gatten der Tante, sondern um ein Lebewesen handelte, das erst in weitem Abstand hinter dem Hundevieh in Betracht kam. Ungefähr war es auch so. Aber ich war über diese Rangabstufung doch etwas verstimmt.

Während meine Frau nach dem Abendbrot sah, ging ich unverzüglich an die Arbeit. Allermal, wenn der Besuch des Dackels drohte, hatte ich die angenehme Pflicht, Raukes Lagerstätte herzurichten. Zu diesem Zweck holte ich aus dem Keller eine Kiste mit schönen, glattgehobelten Wänden. Diesen Behälter polsterte ich mit duftigem Heu aus. Dann brauchte ich nur noch meinen Bettvorleger zu opfern und Rauke konnte sein Lager beziehen. Nur eine Vorsichtsmaßregel war noch zu treffen: Ich verdeckte den Schuhzettel seines Inhalts. Die Schuhe verstaute ich hoch oben auf den Schränken, und das war sehr notwendig. Rauke mußte offenbar zum Aufbau seines Körpers Leder dringend nötig haben. Kein Schuh oder Stiefel war vor seinen scharfen Zähnen sicher, und erst im vorigen Jahre hatte er die neuen Chevreau-Stiefelchen meiner Frau — sie waren etwas eng, aber von fadeloser Eleganz — vollständig zertrümmert.

Pünktlich waren wir am nächsten Nachmittag um vier Uhr auf dem Bahnhofshof und harrten mit etwas gemischten Gefühlen der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen auch! Tante Hulda stellte zuerst aus dem Wagen, und ehe ich noch meine herzliche Begrüßungsansprache beenden konnte, hatte ich den Dackel schon unter dem Arm.

Auf die Einwendungen, die mir die Tante vom Gesicht ablesen möchte, antwortete sie nur mit einem liebenswürdigen Lächeln: „Du wirst mir gewiß den Gefallen tun, lieber Oskar, den Dackel zu tragen, bis wir aus dem Gedränge am Bahnhof heraus sind. Wie leicht könnte das arme Tierchen verletzt werden, und Heinrich ist mir zu unzuverlässig!“

Darauf sollte endlich die unterbrochene Begrüßung fortgesetzt werden. Heinrich — das war der Onkel — besorgte dann das Gespräch. Ich hätte ihm diese Arbeit gerne abgenommen, aber ich mußte ja das „arme Tierchen“ hüten.

Wir warteten geduldig auf den Onkel. Rauke verhielt sich zuerst ganz brav. Dann wurde ihm die Sache langweilig. Er erinnerte sich, daß er eigentlich ein Jagdhund sei, und bohrte seine scharfe, tolle Schnauze in meine Rocktasche, als wollte er dort einen Dachs ausspüren. Da mir die Tante gerade den Rücken zuwandte, gab ich ihm einen Klaps auf die Wadelohren.



Sanitätskolonne auf dem Marsch zum Schlachtfeld. (Mit Text.)

Das nahm mir Naufe sehr übel! Er erhob ein Gequieische, als ob jemand versucht hätte, ihm die Haut bei lebendigem Leibe abzuziehen. Tante Hulda drehte sich empört um. Ich befam einen roten Kopf und stammelte etwas von „Gedränge — Radträger — und so . . .“ Hierauf behauptete die Tante: „Roh Menschen gibt es überall!“ Und dann streichelte sie den geliebten Dackel, um ihr für die erlittene Unbill zu trösten. Naufe ließ sich das gern eilen. Er verdrehte die Augen, daß nur noch das Weße zu sehen war, und schielte mich recht schadenfroh an.

Endlich setzten wir uns in Bewegung, und ich konnte den Dackel laufen lassen. Er gab seiner Freude über die wieder erlangte Freiheit durch lautes Gebell Ausdruck. —

Dann bis er einen vorüberfahrenden Radler in die Wade, warf einen gefüllten Müllheimer um und zog einem kleinen Jungen das aus den Hosen herausabhängende Hemd noch weiter hervor. Die Tante wölle sich vor Lachen

Gegen Abend schlug ich einen me Spaziergang durch die Hafenanlagen. Die Tante willigte ein, aber nach der Bedingung, daß Naufe mitgekommen werde und daß ich sorgsam auf ihn würde, damit er sich in dem fremdländische nicht verlaufe. Ich versprach heilig, ihn wie meinen Augapfel zu und vertiefe mich mit Onkel He ein anregendes Gespräch über die Jischen Luftschiffe, die Staaten an den Seeufern und andere erbauliche

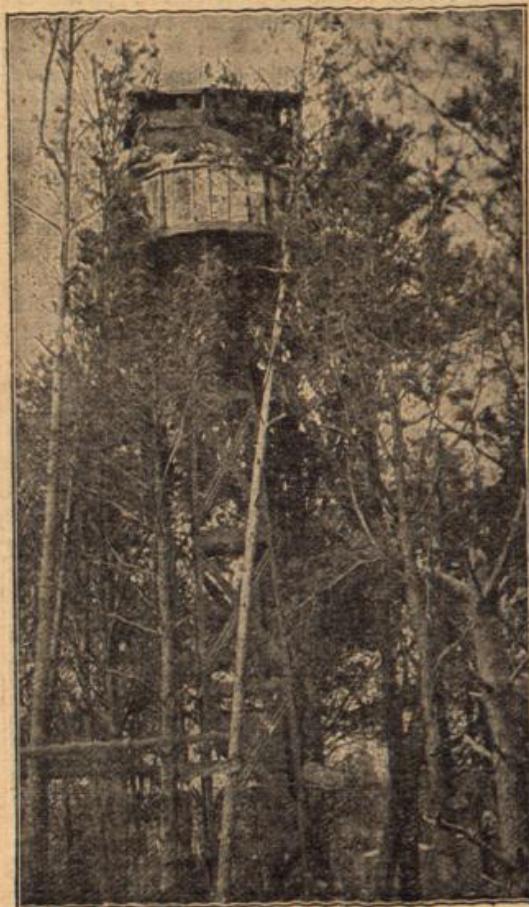
Tante Hulda bekam plötzlich eine Kahnpartie zu machen. Der See aber auch tödlich! Die weite See lag jetzt wie ein blaugrüner vor unseren Augen. Nur manchm



Oberleutnant Steinbauer. (Mit Text.)

ein kühler Windhauch leise darüber hin und wirbelte kleine Wellen auf, welche dann mit melodischem Rauschen an den Uferliejeln zerstäubten.

Eifrig zog ich einen Kahn heran. Wir stießen ab und wollten uns schon der feierlichen Abendstimmung hingeben, da erscholl am Ufer ein markenschütterndes Geheul: Naufe war nicht zum Mitfahren eingeladen worden! Das Boot bekam einen plötzlichen Ruck, Tante war mit ihren zweihundert Pfund vom Sitz auf. Sie warf mir einen bösen Blick zu und befahl, sofort den. Aber ehe das Manöver noch ausgeführt werden hatte Naufe schon gehandelt. Er stürzte sich mit einer tigen Sache in die Fluten und schwamm gravitätisch Kahn zu. Nachdem er glücklich an Bord befördert war vergoss Tantchen helle Tränen ob dieses Beweisesabhängigkeit. Am liebsten hätte sie den Kötter auf den genommen. Das verbot sich aber von selbst, denn Nauf



Versteckter Beobachtungsposten bei den deutschen Stellungen in der Gegend von Pinol.

Phot. Leipziger Pressebüro.

auszuschütten. Ich hatte jedoch Mühe, den heutenden Knirps zu beruhigen. Als wir zu Hause angelangt waren, mußte ich zunächst für die leiblichen Bedürfnisse unseres vierbeinigen Gastes sorgen. Darauf legte sich Naufe auf der Veranda zur Ruhe nieder und singt an zu schnarchen.



Eine vollständig zerstörte Kohlengrube bei Lens.

zinen etwas eigenmächtigen Geruch aus, der mit Weichenduft nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Außerdem war er natürlich unschön und hatte uns schon mit einem feinen Sprühregen bedacht, als er sich das Wasser abgeschüttelt hatte.

Am nächsten Tage unternahmen wir eine Dampferfahrt nach Bregenz. Wir hatten uns schon frühzeitig auf den

rechnen, daß sie uns sicher mit einem hübschen Sümmchen in ihrem Testamente bedenken würde. Daraus wäre jedoch nichts geworden, wenn ihrem brauen Liebling durch meine Schuld ein Unheil zugestossen wäre. Der schöne Waldspaziergang wurde mir freilich etwas getrübt, weil ich immer auf das Hundegeläuff horchen mußte. Ließ sich Rauke eine Weile nicht hören, so drang



Polnische Post. Nach dem Gemälde von A. von Wierusz-Kowalski. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Danstaedt in München.

gern und wanderten nun wohlgenut auf schattigen Waldwegen nach dem Gebhardsberg. Rauke wobte sich nach Tageszeit im Walde aus. Ich gab scharf auf ihn acht. Daß mir besonders ans Herz gewachsen war, hätte ich allerdings nicht behaupten können; dazu hatte er mich schon zu oft geärgert. Tante Hulda hatte keine Kinder, und ich konnte darauf

ich in das dichte Waldgebüsch ein und atmete erleichtert auf, wenn er wieder vor mir auftauchte.

So waren wir glücklich auf dem Gebhardsberge angelangt. Wir hatten schon oft die herrliche Aussicht genossen, die sich von hier auf die majestätischen Vorarlberger und bayerischen Alpen, auf das idyllisch zu unseren Füßen liegende Rheintal und die

lieblichen Ortschaften um den Bodensee den erstaunten Augen bot. Das reizende Bild nahm uns immer wieder gefangen, und wir schauten auch heute lange in diese Pracht, die sich bei dem flaten Sommermorgen in ihrer ganzen Schönheit enthielt.

Endlich hatten wir uns satt gesehen und schickten uns zum Abstieg nach Bregenz an. Tante Hulda sah sich plötzlich unruhig um. Dann blieb sie mich an und fragte: „Wo ist denn Raute?“

„Mir wurde auf einmal ganz heiß, doch sagte ich sorglos: „Der kann nicht weit sein. Soeben ist er noch um uns herumgeirungen.“

Das war zwar gelogen. Ich hatte den Dackel, seit wir auf dem Gebhardsberge waren, völlig vergessen, war jedoch tatsächlich überzeugt, daß er sich nicht weit entfernt haben konnte.

Schleunigst begab ich mich auf die Suche. Ich drang tief in den Wald ein und schrie aus voller Lungenkraft: „Raute—e! Raute—e!“ Kein Hundegeläuff antwortete. Eine Amsel sah mich mit ihren flugen Augen höhnisch an, ein Eichhörnchen turnte, erschreckt durch mein Gebrüll, bis in die höchsten Zweige einer Tanne, im Laub raschelte eine Eidechse — sonst war kein lebendes Wesen zu sehen und zu hören, am allerwenigsten ein rotbrauner Dackel mit sehr kurmen Beinen und einem verschmitzten Spitzbubengesicht. Ich troch noch tiefer in das Walde, direkt hinein. Dürre Zweige schlugen mir ins Gesicht. Auf dem glatten, mit Nadeln überzogenen Boden glitt ich aus. Ich rief den schönen Namen „Raute“ in alle vier Windrichtungen — alles vergeblich! Raute war wie vom Erdboden verschwunden.

Trübselig gab ich schließlich meine Bemühungen auf und arbeitete mich aus dem Walde heraus. Tante, Onkel und meine Frau waren nicht mehr zu sehen; ihnen hatte meine Abwesenheit zu lange gedauert. Glücklicherweise hatten wir aber davon gesprochen, daß wir das Mittagsmahl im Hotel „Kästehof“ einnehmen wollten. Dahin waren sie zweitlos vorausgegangen. Ich begab mich zunächst nach dem Bregenzer Polizeiamt und lieferte eine genaue Beschreibung des abhanden gekommenen Dackels. Dann hinterlegte ich zehn Kronen, zum Teil als Belohnung für den ehrlichen Finder, zum Teil als Vorauszahlung für etwaige Transportkosten. Auch meine Wohnung und Telefonnummer gab ich an. Damit hatte ich alles getan, was in einem so schrooigen Falle überhaupt getan werden konnte, und ging in den Kästehof.

Tante Hulda verzog bei der ausführlichen Schilderung meiner vergeblichen Anstrengungen spöttisch den Mund und meinte spitz: „Ich weiß es ja schon lange, daß ihr kein Herz für das Tier habt. Dein Eiser wird nicht sehr groß gewesen sein, sonst hättest du den armen Raute wohl gefunden. Gewiß freust du dich im Innern, daß er verschwunden ist und daß du nun nicht mehr auf ihn aufzupassen brauchst.“

Ich betete das Gegenteil. Meine Frau unterstützte mich kräftig und sagte:

„Du irrst dich, Tantchen! Wir freuen uns allemal riesig, wenn du uns deinen lieben Besuch meldest. Aber wenn du uns schreibst, daß Raute mitkommt, dann ist die Freude noch größer.“

Ich sah meine Frau von der Seite an. Sie wurde etwas rot, ließ sich aber nicht fören. Wirklich gelang es auch ihrer Verständigkeit, Tante Hulda soweit zu besänftigen, daß sie sich herbeilich, ihr Mittagessen zu verzehren. Es schmeckte ihr auch vorzüglich, obgleich sie vorher erkrankt hatte, daß sie keinen Bissen hinunterwürgen könnte, solange Raute nicht gefunden worden sei.

Nach dem Essen erklärte sie sehr bestimmt: „Mir ist der Tag verleidet. Ich Jahre mit dem nächsten Dampfer zurück!“

Alle meine Einwendungen, daß der schöne Tag doch gehörig ausgenutzt werden müßte, daß wir hier in Bregenz den verloren gegangenen Raute doch am sichersten finden würden, schnitt sie mit den Worten ab: „Nein, ich mag nicht! Hier würde ich nur immer an meinen Verlust erinnert werden.“

Wir fügten uns schließlich ins Unvermeidliche, und in gedrückter Stimmung wurde die Fahrt nach Friedrichshafen zugesagt.

Als wir in meiner Wohnung am Kästehof saßen, rasselte plötzlich die Telephonllingel. Mich ergriff es wie eine freudige Ahnung. Ich sprang nach dem Apparat und meldete mich: „Hier Oskar Stammier. Wer dort?“

„Hier Kaiserlich-Königlich Österreichisches Stationskommando Bregenz! Sie sind doch der Herr, der auf seinen Hund nicht aufgepaßt hat — bitt' schön!“

„Ja, der bin ich. Ist der Hund gefunden worden?“

„Ja, vor einer halben Stunde hat man ihn hier eingeliefert — bitt' schön.“

„Ist es auch der richtige?“

„Das glaub' ich schon. Können Sie mir vielleicht ein besonderes Kennzeichen angeben — bitt' schön?“

„Ja, freilich. Ist der Hund in Ihrer Nähe?“

„Ja. Er liegt am Fenster in der Sonne.“

Mein Inneres jubelte — Raute lag immer in der Sonne.

„Dann sehen Sie ihn doch einmal an. Das linke Ohr ist in der Regel umgedlappt.“

Kurze Pause. Dann meldete sich wieder das Kaiserlich-Königlich Österreichische Stationskommando: „Das kann ich nicht stellen. Er liegt gerade auf dem linken Ohr.“

„Dann rufen Sie ihn doch einmal bei seinem Namen.“

„Wie heißt er denn?“

„Raute!“

„Wie? ? ?“

„Raute—lee! R wie Nathan, A wie Anton, U wie U, E wie Karl, S wie Emil!“

„Aha, jetzt verstehe ich. Also Raute!“

Wieder kurze Pause. Dann ließ sich das Kaiserlich-Königlich Österreichische Stationskommando wieder vernehmen: „Ich kann ihn gerufen, aber er kommt nicht.“

Nun war es ganz sicher: Raute kam nie, wenn man „Schön“ rief ich in den Schalltrichter, „das ist der richtige Name.“

„Wollen Sie ihn hier abholen — bitt' schön?“

„Nein, das ist mir zu weit. Schicken Sie ihn doch mit nächsten Zuge im Gefährtwagen.“

Ancheinend reißliches Nachdenken. Dann drang es in Ohr: „Der nächste Zug kommt aber erst in der Nacht um Uhr nach Friedrichshafen.“

„Das schadet nichts! Ich hole den Hund am Gefährtwagen.“

„Ja, dann wird's gehen. Und was soll ich mit dem machen — bitt' schön?“

„Geben Sie dem Einlieferer des Hundes fünf Kronen, bezahlen Sie die Frachtosten, und für den Rest trinken eine Flasche Tiroler Roten!“

„Küß' d' Hand, Herr Baron! G'schamster Dienst, Baron!“

„Schon gut! Ich danke Ihnen auch sehr. — Schluss!“

Bergüngt hängte ich den Hörer auf, drehte mich hastig und — vernahm einen gelenden Auschrei! Tante Hulda und die Neugier getrieben, sich dicht hinter mich zu stellen, um dem Gespräch soviel wie möglich mit anzuhören. In Wahrheit freute, daß Raute gefunden worden war, hatte ich sie höchstig auf die große Lehe getreten. Doch nahm mir das die Freude. Ein freundlicher Schimmer verklärte ihr Gesicht. Als ich ihr das geführte Gespräch ausführlich berichtet hatte, sah sie traurig: „Ich gehe um zwölf Uhr mit auf den Bahnhof.“

„Nein, Tantchen,“ wehrte ich ab, „das geht nicht! Schon es hier am Tage auch ist, so fühl' wird es in der Nacht, vielleicht der kalte Wind vom Schweizer Ufer herüberweht. Du tötest dich erkranken, und das wäre die Sache nicht wert. Sei nun nicht besorgt, ich bringe Raute sicher nach Hause. Ich lasse ihn nicht laufen, sondern trage ihn wieder unter dem Arm.“

„Gut!“ meinte die Tante, „dann will ich hier warten. Ich gebe nicht eher schlafen, als bis du mit das Tierchen bringst.“

Der Onkel war hierzu gerne bereit. Der Tag verging angeregter Unterhaltung, wie sie sich immer einstellt, wenn ein angenehmes Ereignis erwartet wird.

Um elf Uhr zogen wir ab. Wir spazierten erst eine Stunde am See entlang, genehmigten dann auf der Terrasse am Bahnhof einen Schlummerdöppen und waren schon um dreiviertel Uhr am Bahnhof.

Der Zug lief pünktlich ein und ich eilte nach dem Gefährtwagen. In der geöffneten Tür stand der Packmeister und neigte sich die heiße Stirn. Ich streckte ihm beide Hände entgegen und sagte: „Na!“

Der Mann verstand die Bewegung falsch. Er drückte meine Rechte und sagte ebenfalls: „Na!“

„Wo haben Sie denn den Hund?“ fragte ich ungeduldig.

„Aha,“ sagte der Packmeister, „Sie meinen den Ausgetragenen.“

„Ausgetragen war er,“ entgegnete ich, „das stimmt jetzt ist er doch wieder da!“

„So?“ erkundigte sich der Packmeister. „Wo ist er denn?“

„Mit kam es vor, als wenn es mit dem Wanne nicht richtig im Kopfe wäre. Bei der Hölle, die den ganzen Tag herrschte, wäre das auch kein Wunder gewesen. Ich mich daher zur Ruhe und sagte: „Das müssen Sie doch Sie haben ihn ja mitgebracht.“

„Nein,“ erwiderte der Packmeister mit der größten Seelenmitgebrach habe ich ihn nicht. Ich dachte, Sie hätten

Nam blieb mir der Verstand stehen. Da mischte sich das Gespräch ein. „Wien ist doch in Bregenz ein Hund auf der Forderung nach Friedrichshafen übergeben worden?“

„Das ist schon richtig,“ gab der Packmeister zu, „aber ist fort!“

„Fort?“ wiederholten der Onkel und ich wie aus Munde.

„Ja,“ sagte der andere, „der ist fort.“ Und nun wurde er freig: „Sehen Sie, meine Herren, die Sache war so: Als ich den Hund in Bregenz übernommen hatte, da hab' ich ihn erst mit einem Strick festgebunden. Da hat er immer so gehetzt, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Drum hab' ich ihn im Gevätzwagen frei herumlaufen lassen. Das ist er aber nicht lange so getrieben. Er suchte sich eine Stille aus und schließt ein. Zwischen Wasserburg und Nonnenhorn mußten wir eine Weile auf freier Strecke halten. Im Wagen war bei der Hitze so arg dämpfig. Da hab' ich die Tür aufgemacht, in ein wenig frische Luft zu schöpfen. Auf einmal fuhrte das Vieh mir zwischen den Beinen durch, so daß ich vor Schreck fast aus dem Wagen gefallen wäre. Ehe ich mich noch erholt hatte, war der Hund schon verschwunden. Ich hab' nur noch aus der Ferne sein freudiges Bellen gehört. Dann sind wir weitergefahren.“

Wir starrten den Sprecher wie versteinert an. Er mochte wohl merken, daß uns die Sache mehr zu interessieren ging als er geglaubt hatte, deshalb fügte er seiner Rede noch die gutgelehrten Worte hinzu: „Na, er wird schon niederkommen!“ und begab sich wieder in seine Arbeit.

Mit diesem schwachen Trost mußten wir Tante Hulda unter die Augen treten. Sie weinte nicht, sie schrie nicht, aber sie sah mich mit so merkwürdigen Augen an, ob sie das alles für Schwindel hielt, was da erzählte. Ich versprach ihr, morgen aller Frühe nach Nonnenhorn zu fahren und dort die ganze Gegend nach unserem Hause abzusuchen. Onkel Heinrich verachtete sich, in allen Zeitungen, die in der Gegend gelesen wurden, auffallende Anzeigen anzugeben, so daß Tante Hulda endlich ein wenig getrostet zu Bett ging.

Ich hielt mein Versprechen getreulich, konnte aber nirgends auch nur die geringste Spur von dem Flüchtlings entdecken. Müde und abgepannt kam ich am Abend nach Hause und beantwortete die stummen Fragen der Tante und einer Frau nur mit einem Kopfschütteln.

Drei lange Tage verstrichen, ohne daß wir von dem verschwundenen Raufe etwas hörten. Endlich, am Morgen des dritten Tages, erhielt ich einen Brief, der uns alle mit großer Freude erfüllte. Tante Hulda war wirklich in der letzten Zeit unausstehlich gewesen! Der Brief war aus Hemigkofen und enthielt in einem etwas absonderlichen Deutsch die Mitteilung, es sich ein Hund, wie er in der Zeitung beschrieben war, einfunden habe. Er wäre sehr faul und läge immer in der Sonne. Eine kürzere und deutlichere Charakterisierung Raufes konnte es in mir nicht geben! Ich schrieb sofort einen Gilbrieff nach Hemigkofen und ersuchte, den Hund unverzüglich als Expressgut unter Aufnahme sämtlicher Auslagen und von zehn Mark als Finderhut an meine Adresse zu senden.

Der nächste Tag verstrich in sieberhafter Spannung. Tante Hulda schaute mich zehnmal nach der Güterstelle, wo ich mich aufdrängen mußte, ob das Expressgut noch immer nicht eingetroffen wäre. Der Tag neigte sich schon zu seinem Ende. Wir waren gerade beim Abendbrot — da polterte es an der Tür und die rauhe Stimme erklärte, daß hier eine Kiste abzugeben sei. Sprang hinaus, drückte dem Mann ein ansehnliches Trint in die Hand und griff nach den Werkzeugen, die ich mir früh um sechs Uhr zurechtegelegt hatte. Tante, Onkel und ich — alle umstanden mich, als ich mich anschickte, die Kägel dem Dedel der Kiste zu ziehen. Endlich war das Werk gesetzt: Der Dedel sprang herunter und aus der Tiefe der Kiste sah eine spitzige Daddelschnauze auf, gefolgt von zwei Pfoten, die sich auf den Rand der Kiste stützten. Schließlich kam ein sehr alter, walzenförmiger Körper zum Vorschein. Ich traute meinen Augen nicht recht. Kurzfristig war ich doch gewiß nicht, was sich da aus der Kiste entvölkerte, war etwas sehr Verzögeriges. Raufe mußte sich offenbar in einem Schornstein zumgetrieben haben, denn er war ganz schwarz. Noch starrten alle das Ungeheuer an, das sich langsam aus der Kiste immer vorwärts schob, da tief Tante Hulda mit einem schmerzlichen Lachen: „Das ist ja gar nicht Raufe!“

Der Hund erschrak bei dem Schrei, kletterte vollends aus der Kiste heraus, und als ich ihn festhalten wollte, schnappte er giftig meine Hand. Dann machte er ein paar Schritte über die Grandatreppe und — war im Dunkel der Nacht verschwunden! Tante Hulda reiste am nächsten Tage ab — ohne Raufe. Onkel nahm sie mit.

Sonderbares Zahlungshindernis.

Bei der Kapitulation von Paris im Februar 1871 war der Stadt bekanntlich eine Kriegskontribution von zweihundert Millionen Franken auferlegt worden. Diese Summe wurde auch ganz bezahlt; allerdings gab es dabei ein kleines tragikomisches Intermezzo, das wenig mehr bekannt sein dürfte. Die Zahlung hatte bereits anstandslos begonnen und schon rüstete sich das große Hauptquartier in Versailles, um in den ersten Märztagen nach der Heimat aufzubrechen, da stellten die Franzosen die Zahlung auf einmal plötzlich wieder ein. Der Grund war allerdings recht harmloser, aber gewiß merkwürdiger Natur, so recht bezeichnend für den starren Zopf des französischen heiligen Bureaucratius.

Beim Kanzler Bismarck erschienen nämlich eines Tages die französischen Minister Jules Favre und Bonier-Duquartier mit der unerwarteten Eröffnung, die Bank von Frankreich sei außerstande, die Weiterzahlung der noch fehlenden hundert Millionen nach den vereinbarten Bedingungen zu leisten; das Geld liege zwar bereit, aber die Bank sei leider nicht im Besitz der nötigen — Geldsäcke. Man wäre deshalb genötigt, die Geldsäcke unverpackt abzuführen, was für Zahler sowohl wie für Empfänger zeitraubend und lästig wäre, so daß der Zahlungstermin nicht einzuhalten sei. Da in diesem Fall die Geldsäcke einzeln eingezählt und ebenso nachgezählt werden müssten, während die Geldsäcke, die jeweils eine bestimmte Summe zu einem bestimmten Gewicht enthielten, nur gewogen zu werden brauchten, mußte der letzte Einwand der Franzosen als berechtigt angesehen werden und Bismarck überbrach sofort, mit welchen Scherereien er und die das Geld einnehmende Generalintendantur zu kämpfen hätten. Er erbarnte sich also der bedrängten Franzosen und ließ sofort telegraphisch deutsche Fabriken mit der Lieferung des Stoffes für die benötigten Geldsäcke beauftragen. Der Finanzminister Bonier-Duquartier war damit zufrieden; doch als der Stoff angelangt war und den Franzosen übergeben wurde, ergab sich ein neuer, unerwarteter Anstand. Der erste Finanzminister der zweiten französischen Republik wollte nämlich nun auch noch die deutschen Geldsäcke — bezahlt haben!

„Erzellenz,“ meinte er zu Bismarck, „für jeden Geldsack berechnet die Bank von Frankreich nach Gesetz 75 Centimes, und dieser Betrag — hm — —“

Der ob solcher „Naivität“ verblüffte Kanzler unterbrach den Sprecher mit einem kurzen: „Wir bezahlen jeden einzelnen Sac.“ Befriedigt zogen die edlen Pariser ab und schon am folgenden Tage wurde die Weiterzahlung wieder aufgenommen und auch weiterhin anstandslos zu Ende geführt. Mit der letzten Geldlieferung traf aber auch wirklich prompt die Rechnung der Bank von Frankreich ein für die deutschherzige gelieferten Geldsäcke, die sich auf nicht weniger als 23500 Franks belief, und sofort ebenso prompt — von der Kontributionssumme — bezahlt wurde. Auch der sonst so peinlich gestrengte Oberrechnungshof genehmigte später diese sonderbare Ausgabe der 23500 Franks; nachdem man sich die Mühe genommen hatte, die französische Bankordnung einer genauen Durchsicht zu unterziehen.

Der französische heilige Bureaucratius konnte mit seinem Geschäft wohl zufrieden sein.

L. W.

Hüte dich, Mägdelein!

 Um weht der böse Vorfrühlingswind,
So macht er's alljährlich im März.
Gib acht, du junges, du schönes Kind,
Er fahndet nach deinem Herzen.
Häte dein Herzlein, o Mägdelein fein,
Läß, o laß nicht den Märzwind hinein!
Schneeheld weht er die Veilchen im Walb,
Die schlafenden drunter im Grunde.
Weht auch in jungen Herzen gar bald
Liebe mit logendem Munde.
Häte dein Herzlein drun, Mägdelein fein,
Läß, o laß nicht den Märzwind hinein!
Blüht dann die Veilchen und blüht die Lieb,
Wacht er sich schnell aus dem Staube,
Und dem Märzrost, dem eisigen Dieb,
Werden die beiden zum Raube.
Häte dein Herzlein drun, Mägdelein fein,
Läß, o laß nicht den Märzwind hinein!

Johanna Weißbach



Unsere Bilder



Eine Sanitätskolonne auf dem Marsch zum Schlachtfeld. Unser Bild ist eine Aufnahme vom Kriegschauplatz und zeigt, wie sich eine Sanitätskolonne nach Beendigung des Gefechts zum Absuchen auf das Schlachtfeld begibt.

Oberleutnant Steinbauer, der, wie gemeldet, das französische Linien- schiff "Gaulois" im ägyptischen Meer, den Transportdampfer "Ivernia" und einen anderen bewaffneten Transportdampfer versenkte, war auch Kommandant jenes U-Bootes, das am 5. Okt. den 18150 Tonnen großen Eu- narddampfer "Franconia" versenkte.

Polnische Post. Nach dem Gemälde von A. v. Wierusz-Kowalski. Sein übles Kulturbild. Man hat sonst, wenn man Zustände, die das Gegen- teil von Ordnung sind, bezeichnen wollte, von polnischen Zuständen ge- redet und verwirte und verwirrte Einrichtungen polnische Wirtschaft ge- heissen. Jetzt tut man's nicht mehr, nachdem wir uns mit den Polen an- gefreundet haben und Aussicht vor- handen ist, daß die Zustände dort einer Erneuerung und Verbesserung entgegengehen werden. Auch von der polnischen Post, die uns unser Bild vorführt, könnte man nicht gerade in jenem verächtlichen Ton reden. Höch- stens, daß es bei der polnischen Post offenbar recht gemütlich zugeht. Der kaiserlich russische Postillon hat seinen bequemeren Sitz den beiden Bauern- mädchen eingeräumt und begnügt sich in seiner Galanterie mit einem Stehplatz hinten auf den Schlitten- läufen, wie's bei uns die Buben machen, welche gerne einem vor- überfahrenden Schlitten hinten auf- springen und sich so eine Strecke weit Freiheit gestatten. Es hat übrigens auch noch einen besonde- ren, etwas selbstsüchtigen Grund. Denn eine Unterhaltung müßte Ivan doch mit den beiden führen; so ist er ihnen viel näher und es läßt sich von dort viel bequemer schäkern, als wenn er vorne sähe, sich den Hals schier verrenkte und erst nicht viel von der Unterhaltung hätte. So überläßt er wie ein feiner Ritter seiner Dame die Zügel, und fahrt wie Unterhaltung gehen flott weiter. In unserem heimlich geregelten Postdienst läuft allerdings so etwas nicht vor; auch sind unsere Post- beförderungsmittel nicht so primitiv wie dieser kaiserlich russische Post- schlitten. Aber der Verfehr ist ja dort auch nicht so rege wie in den dicht- bevölkerten Ländern wie den westeuropäischen, und der kaiserlich russischen Verwaltung darf man schon etwas zugut halten.

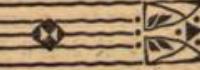


Der Bayermaler, eine künstlerische Erinnerungsgabe an den Weltkrieg.

Er enthält dreißig aneinanderhängende vierfarbige Bilder von den Helden- kämpfen und den Siegen unserer Truppen und Führer, sowie von der Kriegs- arbeit in der Heimat. Vierzehn Stücke sind zum Preis von 20 Mark, Silbertaler für 20 Mark und verzierte Stücke für 5 Mark von der Bayerischen Kriegsma- rkschmiede in München zu beziehen, der der Erbsa zugute kommt. Das originelle Gedenkstück wird nicht nur Sammlern willkommen sein, sondern es eignet sich auch als Erinnerungsgeschenk für alle am Weltkrieg Beteiligten.



Allerlei



Der Sprachreiniger. Diener: "Pardon, Herr Bureauchef . . ." — Herr: "Gewöhnen Sie sich doch endlich die Fremdwörter ab. Man sagt nicht Pardon, sondern Verzeihung, und dann bin ich nicht Bureauchef, sondern Kanzleileiter, Sie Idiot!"

— Musiker, zur Wirtin: "Was kostet dieses Zimmer einschließlich Kla- vierbenutzung?" — Vermieterin: "Das kann ich Ihnen so nicht sagen; da müssen Sie mir erst etwas vor spielen."

Der berühmte Maler Bacici erhielt von einem Edelmann den Auf- trag, sein Porträt zu malen. Es war sehr gelungen und Bacici verlangte 100 Scudi dafür. Der Edelmann versicherte, er werde bei Abholung des Bildes das Geld senden. Da dieses aber nach Ablauf eines Jahres nicht erfolgte, so malte Bacici über das Porträt ein eisernes Gitter mit der Aufschrift: "Wegen Schulden im Gefängnis", und stellte es an einem auffallenden Orte seines Ateliers auf. — Mehrere Besucher dieses Ateliers erkannten augenblicklich den Edelmann, und ein Freund seiner Familie be- nachrichtigte hievon den reichen Oheim desselben, der sich zu Bacici begab, die Summe bezahlte und so seinen Neffen aus dem Gefängnis erlöste. St.

Die Frau mit dem Bart. In der Sammlung volkstümlicher Bilder des Naturforschers Joh. Friedr. Blumenbach (geb. 1752 in Gotha, gest. 1840, in Göttingen) befindet sich das Bildnis einer Frau, das beinahe als das eines Mannes gelten kann, denn die Dargestellte trägt einen stattlichen Vollbart, der ihr bis tief auf die Brust herabreicht. Nur die Köpfe, die aus der Menge herausragen, und das geschürzte Mieder deuten das weibliche Wesen an. Die Unterschrift des lebensgroßen Bildes lautet: "Wahre Abbildung von Elisabetha Schnechtin, einer Bauern Tochter, nächst Appenzell in der Schweiz geboren 1620, ist 8 Jahr verheiratet gewesen und im 84. Jahre ihres Alters annoch am Leben abgemalt worden." Es handelt sich bei dieser Frau um einen höchst seltenen Fall von Ab- weichung vom gewöhnlichen Körperbau. B. H.

Bereinfachte Schneefahrt. In sehr praktischer Weise hat Newyork das Problem der Schneefahrt aus seinen Straßen gelöst. Es läßt den so sehr hinderlichen Schnee in starken eisernen Kästen sammeln, die auf Rädern gehen. Sie werden durch Dampfmaschinen bewegt, und der Dampf wird zugleich durch Röhren in den Sammelbehälter geleitet. Das bringt den Schnee schon während der Fahrt zum Schmelzen. Ebenfalls

während der Fahrt fließt das Schmelzwasser ab, und so wird man für die Aufnahme neuer Schneemassen Platz geschaffen. Arbeit haben schon vorher den Schnee an verschiedenen Punkten aufge- und so oft der Dampfwagen einen dieser Schneehäuser erreicht, so still, um von den Schneeschaufern von neuem gefüllt zu werden. Von diesen Wagen haben die Riesenstadt mit größerem Erfolge von Schnee bereit als sonst 75 Wagen nach dem alten Abfuhrsystem.



Gemeinnütziges



Bei jedem Gange zum Bienenhaus beachte man immer zu- fluglöcher und Aufflugbretter! Sie sagen uns oft mehr als eine- mal ganz unnötige Untersuchung. Im zeitigen Frühjahr scheint Vorsicht doppelt geboten, weil die Öffnungen leicht durch Tote und verlegt werden. Die Reinigu- durch eine Kielfeder oder eine rechtwinkelig umgebogenen haken unter möglichster Schon- Ruhe für die Bienen geschehe.

Obstsorten, die leicht unter- teilen, sollten möglichst nur Bildung veredelt, angepflanzt werden. Die Zweigunterlage von Bäume meist eher zum Tragen zu vermehrt durch die Verlang- des Saftumlaufs die Frucht ganz bedeutend.

Um den Buchs der Ju- zu fördern, ist eine möglichst Fütterung und viel Bewegung nötig. Gegen die Kälte zu- entchen nur die ersten drei Wochen empfindlich.

Kartoffelsalat ohne Öl. bringt etwa $\frac{1}{4}$ Liter Wasser kochen und röhrt dann einen halben Käffelkessel Kartoffelme- ein, daß es eine dünnflüssige gibt, fügt Essig, Salz und Pfeffer und schüttet es halb erlalet Kartoffeln. Auch bei Seller- Bohnensalat verwendbar.

Schmutzig gelbe oder grüne Streifen und verlaufenen Streifen frischer Wäsche röhren von den unjauberen Wäschekleinen her, die durch längeren Gebrauch grau geworden sind. Wenn man dies bemerkt, die Wäschekleine sehr gut gereinigt werden. Man locht eine Lauge von und Soda und gießt die in ein flaches Wäschgefäß über die Wäsche. Mit einer Handbürste reibt man die Soda-Lauge tüchtig in die Leine, bis sie ganz sauber ist, spült mit reinem warmem Eisengewasser nach, legt sie dann in klares, warmes Wasser, worin sie zum letztenmal nachwird. Auf dem Boden oder in einem anderen großen, lustigen in dem weber Kohlenbestände oder andere staubige Sachen untergebrach wird die Wäschekleine zum Trocken ausgespannt. Es genügt auch, darüber ein sauberes glattes Brett, eventuell Plättbretter, zu spannen. Wäschekleinenpanner eignet sich am besten dafür. Man muß die Wäsche glatt und sorgfältig anspannen, in der Nähe des Ofens oder am Fenster trocknet das gleichmäßig aufgezogene Wäschteil am schnell-

Quadraträtsel.

Bilderrätsel.

A	A	B	D
D	E	E	I
I	K	L	N
N	O	O	V

Die Zusammenstellung der 16 nebeneinanderliegenden Buchsta- ben ist so vorsuncken, daß die wägerechten und ent- wickelnden senkrechten Reihen gleiche Wörter ergeben. — Die Bedeutung derselben ist:

- 1) Eine Stadt in Algerien.
- 2) Ein altindischer Schrift- stellter.
- 3) Eine griechische Gottheit.
- 4) Ein Ge- schäftszustand. Joh deive.

Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auslösung des Logographs in voriger Nummer:
Lob, Los, Lot.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und ge- gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

